

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 43

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Taschen-schau

Eine Frauenzeitschrift, die etwas auf sich hält, serviert ihren geneigten Leserinnen ab und zu etwas wirklich Originelles, noch nie Dagewesenes. Zum Beispiel die Taschenschau. Das geht so: Man ruft ein paar Frauen an,

Von Annemarie Amacher

deren Namen im Lande herum mehr oder weniger bekannt sind. Mit überzeugenden Worten wird den Opfern klargemacht, wie eminent wichtig es für ein breites Publikum sei, den Inhalt ihrer Handtaschen zu kennen. In einer Zeit, da Indiskretionen an der Tagesordnung sind und öffentlicher Seelen-Striptease «in» ist, darf auch das Innenleben einer Da-

menhandtasche kein Geheimnis bleiben.

Sobald man fünf Willige beisammen hat, kann's losgehen. Die Frauen kommen der Reihe nach auf die Redaktion und leeren ihre Säcke aus. Das ist fast wie beim Samichlaus, nur dass keine Äpfel und Nüsse zum Vorschein kommen, sondern vernünftige Dinge. Zum Beispiel Kosmetika. Da wird denn offenbar, dass manche Frauen eine halbe Parfumerie mit sich herumschleppen, bis zur Körperlotion in der schweren Glasflasche. Die Sachen werden auf dem Tisch schön arrangiert, so dass der Schriftzug der jeweiligen Kosmetikfirma deutlich lesbar ist. Dann wird alles zusammen fotografiert. Im Heftli steht dann unter jedem Bild zu lesen, aus welchem Haus die Sachen stammen – und wieviel die Tasche gekostet hat. Ausserdem stehen ein paar banale Sätze über die Besitzerin.

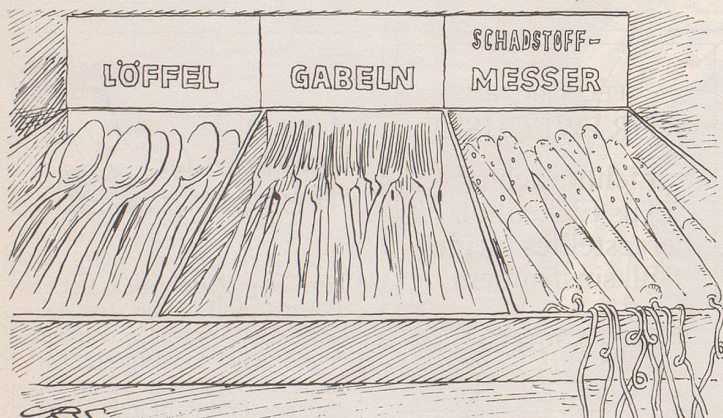
Diese Reportage ist ungemein lehrreich. Zum Beispiel erfährt man, dass die Tasche der Werbeanerkerin neben Kosmetika eine Kastanie enthält, weil Ka-

stanien gut sein sollen gegen Rheuma. Die Chefin eines Zürcher Nobelrestaurants besitzt ihre Tuben und Töpfe gleich im Doppel, um nicht plötzlich – man denke! – mit nackter, das heisst ungeschminkter Fassade dazustehen. Eine recht kostspielige Angelegenheit, nicht wahr? Dazu kommt die Kleinigkeit von 2200 Franken für die Tasche. Da ist es andererseits tröstlich, zu lesen, dass man in Bern auch ohne teures Make-up Nationalrätin werden kann.

Und dann die Besitzerin diverser luxuriöser Boutiques: Ihrer Tasche entspringt unter anderem ein Maskottchen aus purem Gold, ohne das die Ärmste überhaupt nicht leben kann. Ferner hat sie Tag und Nacht eine Serie Tarock-Karten bei sich. Um zu wissen, wie für sie der neue Tag aussehen wird, zieht sie jeden Morgen drei Karten. Sind sie schlecht, schiebt sie sie zurück und nimmt drei neue. «Ich denke eben positiv», ist ihre Erklärung dazu. Ich finde das nicht positiv gedacht, sondern abergläubisch, und zudem ist es gemogelt.

Wäre noch die Schauspielerin zu nennen, in deren Tasche ein anspruchsvolles Buch Platz findet. Das ist aber weiter nicht interessant.

Eigentlich schade, dass die nicht auch mich zu diesem Taschen-Striptease eingeladen haben! Denen hätte ich etwas gezeigt, was die andern fünf nicht besitzen: ein Taschentuch. In der ersten Klasse mussten wir jeden Montagmorgen der Lehrerin ein sauberes Taschentuch vorzeigen; so etwas prägt einen fürs Leben. Ich hätte denen also erst mein smartes Leinentäschchen (Fr. 20.–, Design Hugo Niemer) vorgeführt. Und dann hätte ich mit aufreizender Langsamkeit das Taschentuch entfaltet. Ein so schönes Taschentuch, dass denen vor Bewunderung die Spucke weggeblieben wäre. Die Nachbarn hat's mir seinerzeit zur Konfirmation geschenkt. Es ist ein feines, weisses Batisttuchlein, mit himmelblauen Vergissmeinnicht bestickt und von zarten Spitzen umrahmt. Nur eben – es ist leider nicht photogen genug: Der Name des Herstellers steht nicht drauf.



Lugano am Zürichsee

Wie gewöhnlich fuhr ich an jenem Tag mit der Bahn nach Zürich. Aber anstatt mich in meine Lektüre zu vertiefen, schaute ich aus dem Fenster. Es war ein klarer, schöner Sommermorgen. Der See lachte in seinem tiefsten Blau, und die Sonne strahlte fröhlich vom wolkenlosen Himmel. Ein Tag zum Träumen. Ich war wie verzaubert. Davon unbeeindruckt, eilte der Zug Zürich entgegen. Bäume und Häuser huschten vorüber. Langsam befahl mich eine eigenartige Stimmung.

Irgendwann hielt der Zug. Die Aussicht, die sich mir bot, war

traumhaft, wie es nur – ja, es war die Bucht von Lugano. Deutlich sah ich ennet dem Seebecken den San Salvatore aus dem Wasser aufsteigen. Rechts davon lag in verträumter Morgenstille das liebe Lugano mit seinen Palmen. Ich atmte tief ein. Tessiner Luft strömte durch meine Lungen. Wie war das schön!

Ein kurzes Rucken, der Zug fuhr an. «Nächster Halt Stadelhofen!» Die Stimme aus dem Lautsprecher erinnerte mich daran, dass ein Arbeitstag vor mir lag. Gleich musste ich aussteigen. Zurück blieb die Erinnerung an etwas, das gar nicht geschehen war und mir doch so viel Erholung gebracht hatte.

Danke, Uetliberg, danke, Zürich, ihr habt euch von einer betörenden Seite gezeigt. *Jürg A.*

Schmuckes Bernbiet

Ein herrlicher Sommermorgen brach an. Also konnte man etwas unternehmen. Wir hatten Besuch, eine junge Frau aus einem Ostblockstaat. Sie war die Tochter eines befreundeten Ehepaars, durfte für ein ganzes Jahr in der Schweiz studieren. Natürlich wollte sie viel erleben, viel sehen und hören. Die Studentin kam voll auf ihre Rechnung. Überallhin wurde sie eingeladen von ihren Kommilitonen, auch in die Ferien, ja sogar auf eine Hochzeit. Ich glaube behaupten zu dürfen, dass sie mehr gesehen hat von unserem Land als mancher Schweizer. Heute war sie also bei uns.

Nach einem guten Frühstück fuhren wir los. Zuerst durchs Bieler Seeland, vorbei an den fruchtbaren, dunkelbraunen Äckern mit dem herrlichen Gemüse. Wir freuten uns ob der wunderschön geschmückten Bauernhäuser. Die Fenster, die Lauben, ja sogar die Treppen sah man kaum mehr, denn die Geranien, die Petunien und die Fleissigen Lieschen entfalteten ihre ganze Pracht. Auch die Gärten blühten in allen Farben.

Unser Gast konnte sich nicht sattsehen und rief plötzlich: «Stimmt das denn wirklich, dass die Häuser so bunt sind?» Ihr Ausruf bewog mich zur Frage, was denn daran nicht stimmen sollte. Die junge Frau lachte und erzählte, dass man in ihrem Land vermute, auf den Ansichtskarten, die wir verschicken, werde mit Farbe tüchtig nachgeholfen. Sie konnte fast nicht glauben, dass unsere Bauernfrauen so viel Zeit darauf verwenden, am Abend noch die vielen Blumen zu pflegen. Da half ich ihr allerdings stauen. Auch ich bewundere diese Frauen: In ihrer kargen Freizeit frönen sie mit viel Liebe und Hingabe ihrem Hobby.

In Interlaken konnten wir dann noch die stolze Jungfrau in ihrem strahlenden Weiss bewundern; wir sassen fast vis-à-vis von ihr in einem Hochhauskaffee.

Beglückt und sehr zufrieden fuhren wir nach Hause. Wahrlich, es war ein Bilderbuchtag gewesen. *Fridi Walliser*

Nomen est Omen

Spätestens als ich Puderzucker statt Paniermehl über den Hackbraten streute, begriff auch ich, dass bei uns wieder Nachwuchs unterwegs ist. So zerstreut sind wohl nur Schwangere. Mein

Mann hatte es mir gleich auf den Kopf zugesagt: «Heute haben wir nun wirklich keinen Föhn!» meinte er, als ich wieder einmal das Wetter für meine Schwindelanfälle verantwortlich machte.

Das war im Vorfrühling. Inzwischen schimpfe ich nicht mehr auf den Föhn, wohl aber auf die Spätsommerhitze und auf meinen erstaunlichen Appetit, wenn ich – stöhnend und stampfend gleich einem mittelgrossen Dinosaurier – die Treppe vom Briefkasten bis zur Tür mit Mühe bewältige. Trotzdem freuen wir drei uns sehr auf den kleinen Zappler. Unser eigentliches Problem liegt ganz anderswo: Wie sollen wir das Kind nennen, wenn es ein Knabe ist? Spätestens auf dem Weg ins Spital müssen wir uns ja entschieden haben.

Klar, dass unser Bub nicht irgendeinen Namen erhalten soll! Kurz soll er sein, fordert der Papa, denn unser Sohn wird ihn später oft schreiben müssen. Keinesfalls darf man ihn verballhornen oder verniedlichen können. Einen wohltönenden Namen verlangt die Mama, und die Bedeutung muss ihr zusagen. Andreas, Martin, Peter finden wir zwar ganz hübsch, aber man hört sie jetzt so oft. Unsere Väter dagegen tragen entsetzlich altnodische Namen, entgehen darum einer zweifelhaften Ehrung. Und die typischen Schweizer? Wir kombinieren Jürg, Beat und Urs mit unserem Nachnamen und kommen zum Schluss, dass das Ganze gar guttural klingt.

Ob das Ausland etwas hergibt? Die Russen wie Iwan oder Boris findet der werdende Vater allzu «abgegrast», die Franzosen oft schwer zu schreiben oder auszusprechen. Dabei würde mir gerade Yves gefallen. Ich schlage ein paar schöne, griechische Namen vor: Hippolyt, Callistus, Theophil, Eustachius. Mein Mann fasst sich an den Kopf: «Willst du denn, dass unser Sohn Boxer wird?» Nein, das möchte ich eigentlich nicht. Wir grübeln weiter, wochenlang. Ich sehe mich schon im Spital, immer noch im Zweifel, wie das Kind heissen soll.

Endlich bitten wir unsere Eltern um Hilfe, dann Freunde. Aber das Chaos wird noch grösser: Sie finden unsere zahmen Kompromisslösungen schlecht, wir ihre Vorschläge geradezu grotesk. Sollte man darauf vertrauen, dass wir wieder ein Mädchen bekommen? Vier bis fünf Meiteli wüssten wir sofort zu benennen!

Für einen ordentlichen Bubennamen scheinen uns die neun Monate jedoch viel zu kurz.

Schliesslich entdeckt mein Mann kostbares, germanisches Namensgut in einem kleinen Büchlein, und er pickt für mich die grössten Rosinen aus dem Kuchen. Das kann er doch nicht ernst meinen! Wie soll unser Kind heissen? Agilwart? Albwin? Anshelm? Arbogast? Badobert oder Bandulf? Oder etwa Biligrim? Was bedeutet überhaupt diese putzige Buchstabenverbindung, die klingt, als kitzele jemand an meinen Fusssohlen? Aha, sie setzt sich zusammen aus mittelhochdeutsch «bil» für Beil oder Streitaxt und «grim» für Maske, Helm. Der wackere Kämpfer hiesse also «mit allen Attributen des Krieges ausgestattet». Nein danke! Ganz so martialisch muss sich ein Knabe heutzutage nicht mehr geben, finde ich.

Das Baby zappelt heftig, als wolle es ebenfalls protestieren. Misstrauisch betrachtet der Papa meinen stattlichen Leib. «Und wenn es doch Zwillinge sind?» fragt er besorgt. «Bloss das nicht!» rufe ich aus. Unmöglich, dass wir gar zwei Bubennamen fänden, die uns wirklich gefallen. – Und erst noch den armen Kindern, die sie dann tragen müssten, immerhin ihr Leben lang.

Vielleicht sollten wir es halten wie die alten Römer. Gaben sie ihren Söhnen nicht ganz unkomplizierte Zahlennamen, immer schön in der Reihenfolge ihres Erscheinens? «Primus» klingt doch hübsch und lässt erst noch gute Leistungen in der Schule erwarten. Ein Mädchen aber wäre einfach «Prima». Oder nicht?

Barbara Gobrecht

Flohhändler für einen Tag ...

Kalt war's an diesem frühen Morgen – und ungewohnt nach den vielen heissen Sonnentagen. Auch das frühe Aufstehen war ungewohnt, dennoch fuhren wir schon ein paar Minuten nach sechs Uhr weg, den Wagen beladen mit einem Sortiment von Erinnerungen ...

Am Ziel unserer Reise stellten wir den improvisierten Stand auf und breiteten die «Herrlichkeiten dieser Erde» darauf aus – Remi-

nissenzen an Reisen, an Freunde, an ehemalige Porzellanservices ...

Um halb acht kamen die ersten Käufer. Für zwei Franken wurde ich mein schweres, kalkhaltiges Bügeleisen los. Der Preis einer wundersamen alten Teekanne wurde von zwei älteren Herren in die Höhe getrieben, die wohl eher ein Geschäft als Tee machen wollten. Die seit ewigen Zeiten im Schopf hängende Stallaterne fand sofort einen Liebhaber. Mein eben erst ausgezogenes Wickelkleid wurde von einem popigen Jüngling für ganze zehn Franken erstanden. Ob's die Farbe war, die ihn faszinierte? Bhagwan-Rot ...

Noch hatten wir nicht alle Alttertümer ausgepackt, da erschienen zwei Tamlén, die unbedingt die beiden Kittel ersteigern wollten – ersteigern, von fünf Franken nach unten ... Sie bekamen das Gewünschte samt Plastiksack, um die Kittel darin zu verstauen. Meine hübschen Mokkatassen – wo waren sie? Mein Mann packte sie soeben in alte Zeitungen, und eine alte Dame ging beglückt damit davon. Dann verkaufte der Gatte meine alte Jacke, und fast zur gleichen Zeit veräusserte ich die seine ... Wir hatten kaum Gelegenheit, über irgendwelche Preisvorstellungen zu reden: Die Kunden suchten, fanden, feilschten – und kauften. Zwischendurch fand ich einmal Zeit, heisse Käsküchlein zu holen, dann stand ich wieder bei unserem «Ramsch» und sah, dass inzwischen meine Schmuckschachtel geräumt worden war. Ein ganz edles Stück – aus glitzernden falschen Diamanten – hielt ein eleganter Typ in den Händen: «Was wotsch derfür?» fragte er mich. Als ich den horrenden Preis von vier Franken nannte, reichte er mir beglückt einen Fünfliber: «E digge Schick hani doo gmacht» – meinte er. Aber Diamanten waren es wirklich nicht.

Meine ausgeleierte Schreibmaschine fand ebenso einen Abnehmer wie die aus Amerika stammenden, liebevoll gestrickten Bettsocken. Der Aschenbecher aus Oregon, die Urwaldtrommel aus Afrika – wie auch das gestickte Bild aus Hongkong – gefielen Leuten, die beglückt damit von dannen zogen. Nur die Winterstiefel blieben uns schliesslich noch – und ein paar eigenartige Dinge, zum Beispiel Veloklammern, Hut- und Krawattennadel sowie das Buch «Gute Tips für Verkäufer».

Annegret

Drama in einem Akt

Fortsetzung folgt bestimmt ... Ort der Handlung: Ein Tea-Room. Hauptdarsteller: Vater (etwa 30jährig), Sohn (etwa 5jährig). Der Bub ist angetan mit Cowboy-Hut, Sheriff-Stern und Hüftgurt, in dem eine Chäpplipistole steckt. Der Vater nimmt an einem Tisch Platz, sein Sohn lehnt lässig, mit dem Daumen im Gürtel, an der Kante. «Was willst du trinken?» fragt der Vater, als die Serviertochter naht. «Es Co-ci», ruft der Kleine und richtet die Pistole auf das Fräulein: «Päng-päng!» Die Serviertochter schaut leicht irritiert auf den Vater, der schallend lacht und beifallheischend um sich blickt. Bereits rennt der Bub im ganzen Lokal herum. «Päng-päng» hier gegen einen zeitungslesenden Herrn, «päng-päng» dort gegen eine Kuchen essende Frau. Der Vater schaut höchst amüsiert zu. Endlich wird es der Gerantin zu bunt: «Jetzt muesch ufhöre», sagt sie zum Kleinen, «süsch stelle-n-i di use.» «Probiers doch», erwidert er provozierend und zückt die Pistole: «Päng-päng.» Der Vater findet's immer noch wahnsinnig lustig ...

Irene Gisela

Mehr als eine Million politische Gefangene sind in Haft – Helfen Sie uns helfen, damit die Menschenrechte überleben

AMNESTY
international

Schweizer Sektion
3001 Bern – Postfach 1051
PC 30-3417

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Freude

(Nebelpalmer Nr. 36 und andere)

Lieber Nebi
Sorg bitte dafür, dass die Rosel Luginbühl noch manchen «Blick zurück ...» wirft. Und wenn genug beisammen sind, dann bring die Sammlung als Nostalgielektüre ersten Ranges heraus. Ich freue mich schon darauf!

Mit freundlichen Grüßen

E. Wolfer